

„Safah“ oder „Der Vater ist wirklich stolz auf mich?“

Ich traf den Vater mit seinen zwei Söhnen im Frühjahr 2009 in den Bergen des Nordirak. Bagdad und der Zentralirak waren in diesen Tagen bereits in Gewalt und Terror versunken. Täglich flohen mehr Menschen in das wesentlich sicherere „irakische Kurdistan“. Eine Region, die nicht nur von muslimischen Kurden bewohnt wird, sondern unter anderem auch die Heimat der Assyrer ist, orientalischer Christen, in deren Gottesdiensten die biblischen Texte noch in Aramäisch, der Sprache Jesu, gelesen werden.

Es war kein Zufall, dass ich den Vater mit seinen zwei Söhnen traf. Der Leiter unseres irakischen Teams hatte darauf bestanden, dass ich den Vater und seine zwei Kinder besuche. Als Mitarbeiter der Stiftung Wings of Hope versuchten der irakische Kinderarzt und ich, der deutsche Diakon, Kindern des Krieges und ihren Familien beizustehen.

Die Mutter lag nach einem schweren Nerven- und Kreislaufzusammenbruch in der Klinik einer nahe gelegenen Stadt. Sie war zwar inzwischen außer Lebensgefahr, aber ihr Zustand besserte sich erst ganz allmählich. Dem Leben, in einem Zelt im Gebirge, kurz nach der Schneeschmelze, im noch kalten Frühjahr, mit Frosträchten und Regentagen, wäre sie nicht gewachsen gewesen.

Der ältere der beiden Jungs, damals 10 Jahre alt, sein Bruder war zwei Jahre jünger, war dem Leben in der Stadt nicht mehr gewachsen. – Allein die Mutter in der Stadt zu besuchen war sehr schwer für ihn und kostete ihn große Überwindung. Er liebte die Mutter sehr, aber er hatte Angst vor der Stadt. Angst vor der Unübersichtlichkeit in der Stadt, den vielen Autos und Menschen. Nicht, dass er die Stadt und das Treiben in der Stadt nicht gewohnt gewesen wäre. Er war in Bagdad geboren, aufgewachsen und vier Jahre zur Schule gegangen. Mit 6 Millionen Menschen gehört diese faszinierende Stadt zu den größten und ältesten unserer Welt. Er kannte das Leben in der Stadt gut.

Aber danach ist nichts mehr wie es vorher war. Die Zeit heilt nicht alle Wunden. Manchmal kann man nicht glauben, dass alles schon wieder gut werden wird. Man fühlt sich so ohnmächtig, so hilflos, so ausgeliefert. Wem kann man überhaupt noch trauen, in den Straßen der großen Stadt? Kann man sich wenigstens selbst noch trauen; sich selbst noch etwas zutrauen? – Auf sich selbst kann man sich nicht mehr verlassen, das zeigt doch die Erfahrung. – Und das ist so beschämend!

„Salam aleikum, Doktor, schön dass Sie uns wieder besuchen! Wen haben sie denn heute mitgebracht? Oh einen Gast aus Deutschland. Herr Peter ist sein Name. Freut mich sehr, Herr Peter, dass Sie den weiten Weg aus Deutschland zu mir und meinen Söhnen gefunden haben – Eine Ehre für unser Zelt! Lieber würde ich Sie in unserem Haus in Bagdad begrüßen. Aber Bagdad gibt es nicht mehr für uns, Bagdad werden wir nicht mehr betreten. Doch seien Sie unbesorgt. Wenn Sie uns in einem halben Jahr besuchen, wird das neue Haus schon stehen und meine Frau wird Sie bewirten. Jetzt können wir ihnen nur Tee anbieten. Bitte treten Sie ein in unser Zelt.“

Der starke schwarze Tee, wie ihn die Menschen im Irak lieben, steht schon auf dem Samowar. In kleinen Tassen und zuckersüß wird er getrunken, dazu ein Glas kalten, klaren Gebirgswassers. Besimarawa, Danke auf Assyrisch, und mit des Doktors Hilfe erkundige ich mich nach dem Zustand der Frau, der Eingewöhnung in die neue Umgebung, der Schule für die Kinder, der neuen Nachbarschaft, ob wir helfen können?

Der Vater dankt für mein Interesse und die Ehre, ihr Gast in seinem Zelt zu sein. Er entschuldigt sich nochmals für die widrigen Umstände. Der ältere Sohn stellt ein Schälchen mit Nüssen in die Mitte. Noch wird er meine Fragen nicht beantworten. Wir sind im Orient. Erst fragt er nach meiner Familie: Habe ich Söhne? Töchter? Wie geht es meiner Frau? Ich muss von meiner Reise erzählen und was ich über die Situation im Irak so denke?

Und erst nachdem ich ausführlich erzählt habe, beginnt er, der Vater, in kurzen und abgehackten Sätzen. Er erzählt von Bagdad und von Safah, dem älteren Sohn, der eines Tages nicht mehr von der Schule nach Hause kam. Der Doktor übersetzt. Die Atmung des Vaters geht schneller. Ich kann die Halsschlagader des Mannes pochen sehen. Die Hände sind ineinander verschränkt. Ob er betet? Die Finger umklammern einander so stark, dass die Knöchelchen weiß hervortreten. Safah, der Sohn, von dem der Vater erzählt, ist noch bleicher geworden, als er es ohnehin schon war. Er hält sich mit den Händen, im Schneidersitz auf dem mit Teppichen ausgelegten Zeltboden sitzend, an den eigenen Beinen fest. Mehr und mehr krümmt er sich zusammen, so wie ein Kind, das unter Bauchschmerzen oder Magenkoliken leidet.

Der jüngere Sohn beginnt während der Erzählung mit angstvoll geweiteten Augen exzessiv seine nicht mehr vorhandenen Fingernägel weiter abzubeißen.

Der Vater erzählt von dem Telefonanruf, von den 10.000 USD, die er zahlen müsse, wenn er seinen Sohn lebendig wieder sehen wolle. Von den Verwandten und Freunden, die geholfen haben. Von den vier Wochen des Bangens und Wartens, in denen seine Frau alt und grau geworden sei. Von der gespenstischen Übergabe des Geldes an einen unbekanntem und maskierten Mittelsmann, der auch noch bezahlt werden musste, und von dem Moment, als er den Kofferraum des Autos öffnete und er seinen halb verhungerten und verdursteten, ausgemergelten, nach Kot und Urin stinkenden Sohn in die Arme nahm und weinend nach Hause trug. Und er beginnt wieder zu weinen und mit ihm auch Safah, beide lautlos, nur der kleine Bruder ist zu hören, er maunzt, wie eine kleine Katze, die allein gelassen wird.

Der Doktor sagt ungewohnt leise zu mir: „This is Iraq today, my Brother Peter!“

Der Doktor nimmt den „kleinen Maunzer“ in den Arm und gibt mir ein Zeichen. Vorsichtig biete ich dem Vater und dem Sohn meine offenen Hände an. Der Vater legt seine Rechte in meine Linke und der Sohn seine Linke in meine Rechte. Mit den anderen beiden Händen halten Sie einander. Das „Maunzen“ wird leiser und die Tränen versiegen.

„Ask Safah, I will translate – Frage Safah, ich werde übersetzen“, ermutigt mich der Doktor. Ich nicke, warte noch ein paar Sekunden und frage Safah: „Willst Du mir etwas erzählen?“

Und er erzählt, erst stockend, aber dann mit immer sicherer werdender Stimme: Von der Angst. Dem Hunger. Dem Durst. Dem Dreck. Keine Toilette, kein Waschbecken, kein Brunnen, keine Quelle, kein Fluss. Ab und zu eine Karaffe mit Wasser und die benötigte er zum trinken. Dem dunklen Keller. Dem Verlust von Tag und Nacht. Der Brutalität des einen Wächters, der immer mit den Füßen nach ihm trat, mit dem er angefangen hat, sich zu unterhalten, nett zu ihm zu sein, höflich und freundlich, und dessen Grausamkeiten allmählich aufhörten. Den Demütigungen. Der Hoffnungslosigkeit. Der Hilflosigkeit. Der Einsamkeit. Dem Gefühl, versagt zu haben. Der Scham, den Eltern und der Familie so viele Sorgen zu bereiten. Den Albträumen. Der Todesangst. Immer wieder blickt er mich zweifelnd und fragend an.

„Du bist ein sehr kluger, tapferer und mutiger Junge“, ein paar Mal sage ich das zu ihm und der Doktor übersetzt. Der Vater nickt zustimmend.

„Dein Vater ist stolz auf Dich!“

Der Doktor übersetzt, des Vaters Augen blitzen ein wenig! Ein wenig zaghaft aber doch bewundernd blickt der kleine Bruder aus den sicheren Armen des Doktors heraus auf den „Großen“, „ und für deinen kleinen Bruder bist Du ein großes Vorbild.“

„Ich habe versucht davon zu laufen, aber sie waren einfach schneller und stärker und zerrten mich ins Auto.“ „Du hast es ihnen nicht leicht gemacht, aber als Du gemerkt hast, da gibt es keine Chance für mich, hast Du deine Kräfte für Dich und später gespart, und dafür gesorgt, dass sie Dich nicht noch mehr verletzten. Du hast sogar Deinen Wärter besänftigt und so dafür gesorgt, dass Du nicht getreten wirst, wirklich tapfer und klug!“

„Ich habe, wenn ich allein im Keller war, solange gerechnet und mir Geschichten ausgedacht, bis ich eingeschlafen bin.“ „Du bist ein schlauer Bursche! Du weißt, dass man schlafen muss, um seine Kräfte zu schonen und Du weißt, dass man den Kopf trainieren muss, um fit zu bleiben. o hast Du es geschafft,auszuhalten, bis Dein Vater das Geld zusammen hat. Ihr seid ein gutes Team!“

„ Gott hat uns geholfen!“

Der Doktor: „Bruder Peter, Du solltest jetzt mit ihnen beten, sie sind Glaubende!“

Vater im Himmel, guter Gott,

Du hast Safah geholfen. Du hast ihm die Kraft gegeben. Er war mutig, stark und klug. r hat die Hoffnung nicht aufgegeben. Seine Hoffnung war stärker als die Unmenschlichkeit. glaubte an den Vater, der ihm helfen wird.

Du hast dem Vater geholfen: Er hat Safah befreit. Der Glaube, die Hoffnung und die Liebe waren stärker als die Entführer.

Du hast Safahs Bruder und seiner Mutter geholfen: Sie haben das Vertrauen und die Hoffnung niemals verloren und waren immer in Gedanken bei Safah.

Beschütze bitte die Mutter im Krankenhaus, damit sie sich gut ausruhen kann, wieder zu Kräften kommt und bald in das neue Haus zurückkehren kann. Der sichere Ort an dem ihr alle euch dankbar wieder die Hände reichen könnt.

Danke, dass Du Safah geholfen hast, alles richtig zu machen, gut für sich zu sorgen, am Leben zu bleiben und seine Eltern, seinen Bruder, seine ganze Familie und alle Freunde froh und glücklich zu machen. Eine Familie, die auch in der Not zusammen hält und Trauer, Schmerz, Hoffnung und Dankbarkeit teilt.

Safah, der Vater im Himmel, der gütige Gott, der stolz ist auf Dich, segne und behüte Dich und deine Familie auch weiterhin.

Amen

„Der Vater ist wirklich stolz auf mich? – Ja, Safah, der Vater ist wirklich stolz auf Dich!“

Von Diakon Peter Klentzan, leicht verändert 2007, gemeinsam mit 49 Geschichten anderer Autoren erschienen im Buch: „Ungewohnt leise“, herausgegeben von Andi Weiss, Asslar 2007.